

Cayla Kluver

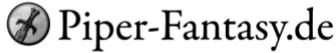
ALERA

Geliebter Feind

Aus dem Amerikanischen
von Henriette Zeltner

Piper München Zürich

Entdecke die Welt der Piper Fantasy:



Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel »Legacy« bei Amazon Encore.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. GFA-COC-1262
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

ISBN 978-3-492-70216-4

© 2009 Cayla Kluver

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe:

© Piper Verlag GmbH, München 2010

Satz: psb, Berlin

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

PROLOG

Der erste Junge verschwand am Tag seiner Geburt. In einer Nacht, in der sich der blassgelbe Mond am Firmament rot färbte und den ganzen Himmel mit der grauisigen Farbe von Blut überzog. In derselben Nacht, in der das Königreich Cokyri unvermittelt seine erbarmungslosen Angriffe einstellte.

Im Lande Hytanica verschwanden indessen aus den Dörfern weitere kleine Jungen. Der König schenkte dem törichterweise keine Beachtung und suchte nach keiner Erklärung. Aus Angst, Cokyri würde das brutale Gemetzel fortsetzen, kümmerte er sich vornehmlich um die Erneuerung der Verteidigungsanlagen seines Reiches. Er war erst gezwungen, davon die gebotene Notiz zu nehmen, als schließlich auch Kinder innerhalb der Stadtmauern verschwanden. Man stellte die genaue Zahl der Vermissten fest, doch bevor Gegenmaßnahmen beschlossen waren, hörten die Entführungen so plötzlich auf, wie sie begonnen hatten. Das letzte hytanische Kind, das plötzlich wie vom Erdboden verschluckt war, war der neugeborene Sohn eines reichen Barons und seiner Gemahlin.

Eine Woche später, der blutende Mond war bereits im Abnehmen begriffen, fand man die verwesenen Leichen der Kinder vor den Stadttoren. Die letzte Rache des schlimmsten Feindes, den Hytanica je gekannt hatte. Trauernde Eltern trugen die sterblichen Überreste ihrer Söhne fort, doch ein Rätsel sollte für viele Jahre ungelöst bleiben: Neunundvierzig Babys waren entführt,

doch es waren nur achtundvierzig Leichen zurückgebracht worden.

Niemand wusste, warum die Cokyrier sich aus dem Land zurückgezogen hatten und es ihnen nicht gelungen war, Hytanica und sein Volk zu zerstören. Im Kampf und strategisch waren die Cokyrier den Hytaniern überlegen. Außerdem scherten sie sich im Krieg um keinerlei Ehrenkodex. Dennoch war Hytanica nicht gefallen. Manche glaubten, der Feind hätte aus Resignation aufgegeben, nachdem er dem Sieg mehrmals ganz nahe gewesen war. Andere meinten, die Herrscher von Cokyri hätten endlich Hytanicas Gründung akzeptiert.

Der Sage nach soll der erste König von Hytanica, als er nach Möglichkeiten suchte, sein neues Reich zu schützen, von seinen Priestern den Rat bekommen haben, mit dem Opfer von unschuldigem königlichem Blut den Boden zu weihen und sein Land damit unbesiegbar zu machen. Nach langen Seelenqualen soll dieser König seinen eigenen kleinen Sohn getötet und sein geliebtes Volk mit Tropfen von seinem Blut an allen Grenzen des Landes für immer geschützt haben.

Ich selbst kam kurz vor Ende des Krieges zur Welt, als Kronprinzessin Hytanicas. Nachdem mein Volk sich im lang ersehnten Frieden eingerichtet und Normalität eingekehrt war, wurde ich den Menschen präsentiert. Ich wuchs in einer Freiheit zu einer jungen Frau heran, die die kriegsgeplagten Generationen vor mir nie gekannt hatten. Doch alles Schöne geht einmal zu Ende, und genau hier setzt meine Geschichte ein.

5. HEIMLICHKEITEN MIT STELDOR

»Warum genau tust du das jetzt?«, fragte London mich nun schon zum dritten Mal innerhalb der letzten halben Stunde.

Wir wollten soeben meinen Salon verlassen, da ich den Nachmittag mit Steldor im Haupthof des Schlosses verbringen würde. Ich blieb stehen, um ihm ins Gesicht zu sehen. Seine Beharrlichkeit brachte mich auf.

»Angesichts all der neuen Vorschriften habe ich einzig und allein die Möglichkeit, die Erlaubnis meines Vaters für ein bisschen Ausgang zu bekommen, wenn ich seinem Wunsch entspreche und ein wenig Zeit mit Steldor verbringe.«

Ich war nicht ganz ehrlich zu London. Auch wenn man mich im Palast von Tag zu Tag mehr einzuschränken schien, war dies nicht der Grund für das von mir arrangierte Rendezvous mit dem Sohn des Hauptmannes. Ich musste einfach wissen, was vor sich ging, und Steldor würde unabsichtlich mein Informant sein.

»Dann bist du also bereit, allein mehrere Stunden mit Steldor zu verbringen, nur um ein wenig Luft zu schnappen?«, fragte London mit skeptisch hochgezogener Augenbraue.

»London, du solltest dich über diese Gelegenheit freuen, so wie Tadarck das tut«, wies ich ihn zurecht und versuchte, von der Tatsache abzulenken, dass ich den Rest des Tages ohne Leibwächter verbringen würde. »Einmal bist du von deinen Pflichten befreit und solltest die freie Zeit nutzen, anstatt zu versuchen, mir meine

Pläne auszureden. Und vergiss nicht, dass das Ganze nicht meine Entscheidung war, sondern die des Königs. Irgendwoher hat er die Vermutung, dass Steldor sich von dir ein wenig abgeschreckt fühlt. Deshalb findet er es besser, wenn wir beide einmal ein wenig Zeit ohne dich verbringen. Abgesehen davon kann ja auch Steldor mich bei Bedarf beschützen, und dann sind da noch Dutzende Wachen, die im Hof postiert sind. Also geh schon in die Stadt! Mach ... was immer dir Vergnügen bereitet! Sei dankbar, dass du dich einen Tag lang nicht mit mir und meinem Tagesprogramm beschäftigen musst.«

Ein wenig plagte mich mein Gewissen, weil ich nicht ganz ehrlich war – ich war diejenige gewesen, die meinem Vater gesagt hatte, Steldor würde sich in Londons Anwesenheit unwohl fühlen. Doch wenn ich London als Chaperon dabei hätte, würde er sofort merken, worauf ich aus war und mir alles verderben.

»Mir gefällt das trotzdem nicht«, sagte London missmutig. In einer seltenen Geste der Zuneigung streckte er die Hand aus und strich mir damit übers Kinn. »Und ich kann ebenso wenig aufhören, mir Sorgen um dich zu machen, wie ich meinem Herz befehlen kann, mit dem Schlagen aufzuhören.«

All meiner Entschlossenheit zum Trotz musste ich lächeln.

»Ich weiß, dass du Steldor nicht magst und die Entscheidung des Königs missbilligst, aber du musst dich damit abfinden.«

»Da geht es um mehr als nicht mögen. Ich traue ihm nicht. Hast du schon vergessen, was er beim letzten Mal versucht hat?«

Ich stemmte meine Hände in die Taille und musste meinen Unwillen mühsam unterdrücken.

»Das wird er am helllichten Tag und vor aller Augen wohl kaum wagen, London. Er ist doch nicht derart verrückt. Außerdem hat Madame Matallia eingewilligt, uns als Anstandsdame zu begleiten.«

Die pummelige Madame Matallia mit dem spitzen Gesicht war eine ältere Dame, die Miranna und mich in den letzten zwölf Jahren in Etikette und in den letzten fünf in Haushaltsführung unterwiesen hatte.

»Madame Matallia? Die wird innerhalb von fünf Minuten im Schatten eines Baumes eingeknickt sein. Und selbst wenn nicht – sie ist eine glühende Verehrerin von Steldor. In der Hoffnung, er möge dich küssen, wird sie vermutlich absichtlich in die andere Richtung schauen!«

Wegen Matallias Schwäche für Steldor hatte ich sie als Begleiterin ausgesucht.

»Und was ist mit seinem *unglaublichen Duft*? Wie willst du ihm denn da widerstehen?« London hatte sich gegen die Tür gelehnt, als versuche er, mich vergessen zu lassen, wo sie sich überhaupt befand.

Ungehalten kaute ich auf meiner Unterlippe und unternahm einen letzten Versuch, meinen Leibwächter zu besänftigen. »Inzwischen weiß ich ja, worauf ich gefasst sein muss. Und sollte er versuchen, mich zu küssen, werde ich ihn ohrfeigen, in Ordnung?«

»Na, das wäre wenigstens mal eine neue Erfahrung für ihn«, murmelte London.

Als wir meine Gemächer endlich verließen, hielt er die Arme vor der Brust verschränkt und schwieg. Um die angespannte Stimmung ein wenig zu lockern und weil Tadark diesmal nicht mit von der Partie war, beschloss ich, die Gelegenheit zu nutzen und ihn über meinen anderen Leibwächter auszufragen.

»London, seit einiger Zeit bewegt mich eine Frage. Tadark scheint so gar nicht dem Bild eines Elitesoldaten

zu entsprechen. Weißt du, wie es kommt, dass er diese Position innehat?«

Mein Leibwächter ließ die Arme sinken und musste trotz seiner bedrückten Stimmung ein wenig lächeln. Das Klima zwischen uns hatte sich schlagartig gebessert.

»Nun, das kommt darauf an«, sagte er und fuhr sich lässig mit der Hand durchs Haar.

»Worauf denn?«

»Darauf, welche Version du hören möchtest.«

»Gibt es denn mehr als eine?«

London nickte, und aus seinem Lächeln wurde ein breites Grinsen. »Möchtest du die offizielle Version, auf die auch Tadark beharrt, oder den Augenzeugenbericht eines anderen Wachmannes?«

»Erzähl mir erst Tadarks Variante und dann die des anderen«, erwiderte ich rasch und freute mich schon auf eine interessante Geschichte.

Wir hatten inzwischen die Wendeltreppe erreicht, doch anstatt sie hinabzusteigen, lehnte London sich in aller Ruhe an die Wand.

»Zu dem Vorfall, der zu Tadarks Aufnahme in die Elitegarde führte, kam es vor einigen Jahren. Er hatte mit deiner Mutter zu tun. Die Königin war gerade auf dem Markt unterwegs und wollte etwas kaufen, als ein Dieb ihr die Geldbörse entriss und sie dabei zu Boden stieß. Ihre Leibwächter überzeugten sich erst davon, dass sie unverletzt war, bevor sie den Mann verfolgten. Dadurch hatte der Bastard einen gewissen Vorsprung. Und dann kam Tadarks Auftritt. Nach eigener Aussage hatte er gesehen, wie der Dieb die Königin attackierte, war ihm nachgejagt, hatte ihn eingeholt, niedergerungen und in Gewahrsam genommen, bevor ihm die anderen zu Hilfe eilten.«

Ich musste bei der Vorstellung von Tadark bei einer solchen Heldentat beinahe laut auflachen. »Und die andere Version?«

»Der Anfang der Geschichte ist gleich«, sagte London mit sichtlichem Vergnügen. »Nur die Umstände, die Tadark in den Vorfall verwickelten, unterscheiden sich deutlich. Nach Aussage eines Leibwächters der Königin verfolgten er und ein zweiter Soldat den Dieb. Sie hatten ihn fast eingeholt, als Tadark, damals noch Mitglied der Stadtwache, aus einer Seitenstraße trat. Offenbar bemerkte der Dieb ihn nicht rechtzeitig, und so stießen die beiden zusammen. Der Kriminelle hatte das Bewusstsein verloren, wahrscheinlich weil er mit dem Kopf aufs Pflaster aufgeschlagen war, und die beiden Leibwächter nahmen ihn fest, während Tadark sich aufrappelte.

Er und der unglückselige Dieb wurden vor die Königin geführt, die von einer Heldentat Tadarks ausging. Nachdem sie in den Palast zurückgekehrt war, bestand sie auf einer Anerkennung für seinen selbstlosen Einsatz. Daraufhin nahm Cannan ihn ins Ausbildungsprogramm für die Elitegarde auf. Ich vermute, dass den Hauptmann damals andere Dinge beschäftigten, sonst wäre ihm sicher eine weniger folgenschwere Belohnung eingefallen.«

London stieß sich von der Wand ab und bedeutete mir, die Wendeltreppe hinabzusteigen. Auf dem Flur des ersten Stockwerks angekommen, setzte er zu einer Ergänzung der Geschichte an.

»Ich vermute, dass Cannan nie erwartet hätte, dass Tadark die Ausbildung beendet, da etwa die Hälfte der Teilnehmer im Laufe der Zeit ausscheidet. Unerklärlicherweise kam er jedoch durch. Ich persönlich glaube ja, dass in jenem Jahr bei der Zulassung zur Elitegarde

ein Fehler gemacht wurde, woraufhin wir mit der Präsenz unseres lieben Freundes gestraft waren. Mein einziger Trost ist, dass er es wohl nie über den Rang eines einfachen Wachmannes hinaus schaffen, sondern auf immer und ewig ein Unterleutnant bleiben wird.«

Ich musste ein weiteres Mal das Lachen unterdrücken, während wir über den Mosaikboden der Großen Eingangshalle liefen und Madame Matallia erblickten, die ein Körbchen mit einer Stickerie in der Hand hielt, sowie Steldor, der lässig seinen Dolch in die Luft warf und wieder auffing. Offensichtlich warteten sie schon auf mich.

Die Palastwachen zogen die schwere Doppeltür aus Eichenholz auf und Madame Matallia trat, die grauen Haare zu einem strengen Knoten gebunden, über die Schwelle in den Sonnenschein hinaus. Steldor steckte seinen Dolch ein, machte einen Schritt auf mich zu, verbeugte sich und küsste meine Hand. Dann lächelte er mich träge an, und in seinen Augen stand unübersehbar eine Spur Langeweile. Selbst in seiner schlichten gegürteten Tunika aus grünem Wildleder sah er so großartig aus, dass ich mich in meinem saphirblauen Kleid regelrecht unansehnlich fühlte. Ich nahm den Arm, den er mir anbot, fragte mich, ob ich für Steldor nur irgendein Punkt in seinem Tagesprogramm war, und warf einen Blick hinter mich, um Londons Reaktion zu sehen. Mein Leibwächter wich meinem Blick jedoch aus.

Der Haupthof war nach dem Palastgarten mein zweitliebster Platz. Fliederhecken säumten den breiten Steinweg, der vom Palast zu den vorderen Toren führte, durch die man das Schlossgelände betrat. Die prächtigen Blüten verbreiteten einen Duft, der sich wie Nebel in einer Senke in Kleidern und Haaren festsetzte. Ma-

jestätische Eichen, Birken und blühende Kirschbäume warfen kühle Schatten auf die auf den Rasenflächen verteilten Bänke. Zu beiden Seiten konnte man in den fast fünf Meter hohen Mauern Tore zu den ebenso hübschen Höfen im Ost- und Westflügel öffnen. Es war ein herrlicher Ort zum Lesen, Nachdenken oder auch nur zum Tagträumen. Weder die erhöhte Anzahl der Wachen noch der Mann an meiner Seite konnte mir die Freude daran nehmen, diesen Nachmittag Anfang Juni zu genießen.

Ich riss mich aus meinen Träumereien und versuchte, Steldor zuzuhören, der mich wieder einmal daran erinnerte, wie unfassbar großartig er war.

»Also dachte ich mir: ›Warum nicht?‹ und küsste sie auf die Wange«, sagte er gerade und klang, als trage er etwas auswendig Gelerntes vor. »Sie gefiel mir nicht besonders, doch sie schien absolut hingerissen von mir, also dachte ich mir, was schadet es schon, ihr ein wenig Aufmerksamkeit zu schenken.«

»Ja«, sagte ich in freundlichem Ton. »So viele Leute wären dankbar für einen Funken deiner Aufmerksamkeit.«

Einen Augenblick lang musterte er mich verwirrt, dann fuhr er unbeirrt fort.

»Sie war natürlich glücklich über meine Gesellschaft. Aber wer wäre das, angesichts meines außergewöhnlichen Aussehens, meiner Herkunft und meines Charmes auch nicht?«

Ich wollte ihn schon verständnislos anstarren, doch dann fiel mir ein, dass er mich vielleicht nur necken wollte. Also zog ich mich mit einem mädchenhaften Kichern aus der Affäre. Ich sah mich nach Madame Matallia um, die sich bereits auf einer schattigen Bank außer Hörweite niedergelassen hatte.

»Ganz zu schweigen von Eurer Stärke und Eurem Mut«, legte ich nach. »Ich bezweifle nicht, dass jeder-
mann Euch bewundert und Euch natürlich auch wich-
tige Informationen anvertraut.«

»Na ja, ich erfahre natürlich viele Dinge«, bestätigte
Steldor. Ich konnte gar nicht glauben, wie leicht er es
mir bisher machte.

»Ach, dann berichte er mir doch von etwas ... Offi-
ziellem«, sagte ich und trat näher an ihn heran.

Er legte einen Arm um meine Taille, und ich hoffte
inständig, ihn nicht in die falsche Richtung ermutigt zu
haben.

»Was wünscht Ihr denn zu erfahren?«

»Erzählt mir etwas über Cokyri, vielleicht über die
Cokyrierin, die unsere Gefangene war.«

»Ihr wünscht etwas über Cokyri zu erfahren?«, wie-
derholte er, und ich fragte mich, ob er mich wohl
durchschaut hatte.

»Ja, ich denke, da Ihr so beschlagen und klug seid,
habt Ihr gewiss eine Theorie darüber, wie die Flucht ge-
lingen konnte.«

Wir blieben stehen und Steldor sah mir mit leicht
gerunzelter Stirn ins Gesicht. Kokett griff ich nach dem
silbernen Wolfskopf, den er als Talisman um den Hals
trug, und er lachte.

»Also, ich bin zwar beschlagen und klug«, grinste er,
legte seine Hand auf meine und presste sie an seine
Brust. »Aber eigentlich, Alera, wäre es viel einfacher,
mich direkt nach den Details der Untersuchung zu fra-
gen, die Ihr wissen möchtet.«

Ich starrte auf den Anhänger, während meine Wan-
gen in allen Rottönen erglühten.

»Denn grundsätzlich bin ich zwar für Schmeicheleien
empfänglich und Euer Versuch, mich dazu zu bringen,

Euch vertrauliche Informationen zu geben, hat mich durchaus amüsiert.« Zu meinem großen Schrecken griff er mit der anderen Hand nach meinem Kinn und richtete seine dunkelbraunen Augen auf meine. »Aber um mich hereinzulegen, müsst Ihr deutlich raffinierter vorgehen.«

Ich entzog ihm meine Hand und war schrecklich verlegen. Weil ich fürchtete, in Tränen auszubrechen, wandte ich mich ab. Ich wollte ihm nicht zeigen, wie sehr er mich verletzt hatte. Ein paarmal holte ich tief Luft, dann ging ich mit tränenverschleiertem Blick zu einer steinernen Bank unter einer Birke. Dort setzte ich mich, versuchte mühsam, meine Fassung zurückzugewinnen, schaute in die Ferne und hoffte, London würde auftauchen und mich retten. Einen Augenblick später kam auch Steldor herüber und setzte sich neben mich. Ich brachte es jedoch nicht fertig, ihn anzusehen.

»Na, na«, sagte er in unerträglich herablassendem Ton, als sei ich ein bockiges Kind. »Das ist doch kein Grund, derart verzweifelt zu sein, nur weil Euer kleiner Plan nicht aufgegangen ist.«

Als ich mich weigerte, darauf zu antworten, wurde seine Stimme weicher und es klang, als wolle er mir einen Handel vorschlagen.

»Ich weiß, dass mein Vater und der König es ablehnen würden, mit Euch über militärische Angelegenheiten zu sprechen, doch ich persönlich sehe nicht, was es schaden sollte, Eure Neugier zu stillen. Schließlich gibt es doch nichts, was Ihr mit dieser Information anfangen könntet.« Er begann mit meinem Haar zu spielen, das offen über meinen Rücken herabfiel. »Ihr müsst mich nur darum bitten.«

Mir stockte fast der Atem angesichts der erniedrigenden Position, in die er mich brachte, doch ich schluckte

meinen Stolz hinunter und sah ihn an, weil es mir als einzig möglicher Weg erschien, etwas in Erfahrung zu bringen.

»Ich würde es begrüßen, etwas über die Untersuchung bezüglich des Ausbruchs der Cokyrierin zu erfahren.«

»Sehr schön«, sagte er überaus zufrieden. Er legte seine Arme über die Lehne der Bank und fuhr fort, mit meinen Locken zu spielen.

»Bis jetzt sind wir noch zu keinem Abschluss gekommen, aber ich weiß, dass mein Vater die Untersuchung auf das Aufspüren eines Verräters ausgerichtet hat. Die zwei Kerkerwachen, die um Mitternacht ihren Dienst antraten, haben gestanden, während ihrer Schicht eingeschlafen zu sein. Keiner von beiden hat je zuvor seine Pflichten vernachlässigt, was meinen Vater veranlasst, an ein Komplott zu glauben. Er vermutet, dass man ihnen ein Schlafmittel verabreicht hat.

Drei Stunden nach Dienstantritt wurde ihnen etwas zu essen gebracht, und sie sind offenbar sofort danach eingnickt. Beide sagten aus, sie seien erst bei Sonnenaufgang wieder erwacht, kurz bevor Kade auftauchte, um die Gefangene zu holen. Damit wissen wir zumindest, in welchem Zeitraum sich die Flucht ereignet hat.«

»Verdächtigt Euer Vater jemand Bestimmten?«, forschte ich nach und hatte meine Verlegenheit schon vergessen.

»Nein, aber der Verräter muss die Anweisungen Kades an die Kerkerwachen gekannt haben. Ihre Dienstzeiten wechseln täglich, und nur die diensthabenden Wachen selbst und die Elitegarde kennen den Zeitplan für den Wachwechsel. Wenn der Verräter damit vertraut war, konnte er das Essen präparieren.«

»Dann muss unser Verräter also jemand aus der Elitegarde sein?« Ich presste die Worte heraus, denn mein Hals war wie zugeschnürt. Unvorstellbar, dass einer der vertrautesten Wachen der Königsfamilie in einen solchen Verrat verwickelt sein sollte.

»Theoretisch. Deshalb auch die Verdopplung aller Posten. Die Theorie mit dem Schlafmittel ist auch daher plausibel, weil es keine Anzeichen für einen gewaltsamen Ausbruch gab. Jemand muss die Schlüssel entwendet und wieder zurückgelegt haben, während die Wachen bewusstlos waren.«

»Das ist ja erschreckend«, murmelte ich und erschauerte trotz des warmen Wetters.

»Ach, keine Angst, Prinzessin«, sagte Steldor und lachte selbstsicher, während er einen Arm um meine Schulter legte und mich näher zu sich heranzog. »Ich werde Euch schon beschützen.«

»Dessen bin ich mir sicher«, zwang ich mich zu antworten, entzog mich seinem Arm und stand auf. Londons Misstrauen in Bezug auf Steldor machte mir zu schaffen.

»Sollen wir nicht noch ein wenig spazieren gehen?«, forderte ich ihn auf.

Ich verbrachte den Großteil des Nachmittags mit dem Sohn des Hauptmannes. Wir aßen eine Kleinigkeit zusammen, und ich lauschte mit schwindendem Interesse seinen Lobreden auf sich selbst. Schließlich kehrten wir in den Palast zurück, und ich hatte kein ganz reines Gewissen, als wir Madame Matallia schlafend auf ihrer Bank zurückließen. Steldor begleitete mich bis zur Wendeltreppe, und obwohl er sich erbot, noch weiter mitzukommen, entschied ich mich für einen Mann der Palastwache, der London vertrat.

Erleichtert, dass ich Steldor ohne einen Kuss entronnen

war, sprang ich die Stufen hinauf. Vor meinem inneren Auge ließ ich die Gesichter der Eliteeinheit Revue passieren und erwog die Möglichkeit, dass unter ihnen ein Verräter war. Die meisten von ihnen beschützten die königliche Familie schon seit meinen Kindertagen. Außerdem wusste ich, dass ein Soldat vor der Aufnahme in diese Elitetruppe auf seine Königstreue überprüft wurde. Was konnte einen von ihnen bewogen haben, das Königreich zu verraten, das er doch eigentlich liebte?

Als ich den zweiten Stock erreicht hatte, hörte ich eine gedämpfte Unterhaltung aus der Bibliothek dringen und näherte mich der Geräuschquelle. Als ich die halb-offene Tür zum Flur erreicht hatte, vernahm ich Tadarks unverwechselbare Stimme und schickte die Palastwache, die mich bis hierher begleitet hatte, fort. Ein Wortschwall drang aus dem Mund des Leutnants, und ich vermutete London bei ihm, denn kein anderer hätte die Geduld aufgebracht, diese endlosen Tiraden zu ertragen.

»Mit neun Jahren stahl ich das Schwert meines Vaters, um damit zu spielen. Ich habe nie jemand verletzt, aber du kannst mir glauben, dass ich in große Schwierigkeiten geriet. Aus irgendeinem Grund tat ich es trotzdem wieder. Ich weiß gar nicht, warum. Ich schätze, es war mir schlicht vorbestimmt, Soldat zu werden. Mein Traum war, in die Elitegarde aufgenommen zu werden. Menschen wie du haben mich dazu inspiriert, zu werden, was ich heute bin. Als einfacher Soldat habe ich allerhand dumme Fehler gemacht, deshalb hätte ich nie geglaubt, es zu schaffen. Aber das habe ich! Ich erinnere mich, in der Kaserne von eurem Training als Elitegarde gehört zu haben. Damals dachte ich, niemals! Niemals würde ich das überstehen. Aber als ich erst einmal aufgenommen war, wollte ich auf keinen Fall wieder abge-

wiesen werden, und so bin ich irgendwie durchgekommen.«

Eine Pause trat ein, und ich stellte mir Tadark als Taucher vor, der nach Luft schnappte, denn seine Rede hatte seine Lungen sicher strapaziert. Dann fuhr er etwas langsamer fort und klang jetzt weniger enthusiastisch, sondern eher neugierig.

»Wie hast du es geschafft?«

Die Zeit verstrich und Tadark schien auf Londons Antwort zu warten. Ich vermutete, dass er ein Buch las und überhaupt nicht darauf achtete, was der Jüngere von sich gab.

»Du bist eher ein stiller Typ, was?« Immer noch hörte ich nur Tadark sprechen.

»Nur in deiner Gegenwart«, erwiderte London abwesend, aber immerhin zeigte er seinem Gegenüber damit irgendeine Reaktion.

»Warum das denn? Ich kann mir nicht vorstellen, dass du jemals viel redest. Du kommst mir eher ein bisschen ... langweilig vor.«

Ich hielt mir die Hand vor den Mund, um nicht laut loszulachen, was mir befremdliche Blicke von vorübergehenden Wachen und anderen Bediensteten eintrug.

Eine Pause trat ein, dann gab London ihm eine Erklärung: »Ich denke mir einfach, du redest so viel, dass es für uns beide reicht, Tad.«

»Mein Name ist *Tadark*.«

»Was passt dir an Tad nicht? Ich finde, das passt zu dir. Tad.«

»Nenn mich nicht so!«

»Wie du willst ... Tad.«

Tadark atmete ein paarmal hörbar aus, und ich war mir sicher, dass London sich wieder seinem Buch zugewandt hatte und Tadarks Missfallen einfach ignorierte.

Einen Augenblick später schien der Leutnant sich gefangen zu haben und versuchte erneut, London zu provozieren.

»Weißt du eigentlich, warum ich dir dauernd folge?«

»Weil wir zusammen eingeteilt sind?«, fragte London mit gespielter Naivität.

»Ja, natürlich, aber es gibt noch einen anderen Grund.«

»Sag schon, Tad. Warum folgst du mir dauernd?«

»Weil ich dich respektiere. Du verkörperst alles, wonach ich strebe – alles, was einen Elitesoldaten ausmacht.«

»Oh, ich fühle mich geehrt!«

»Es ist mir ein Gräuel, mir vorzustellen, dass du den König und die Königin aus Eigennutz verrätst.«

Auf diese ungeheuerliche Unterstellung folgten einige Augenblicke des Schweigens.

»Was redest du denn da?«, fragte London schließlich und klang, als hielte er Tadark für hoffnungslos schwachsinnig.

»Jemand muss es doch getan haben – die Cokyrierin befreit haben. Das könntest du genauso gut gewesen sein wie jeder andere.«

»Es gibt keinerlei Beweis dafür, dass ihr jemand bei der Flucht geholfen hat.«

»Ach, komm schon«, sagte Tadark, als hätte London einen Scherz gemacht. »Du weißt genau, dass es einen Verräter gibt. Und ich sage ja nur, dass ... eben jeder verdächtig ist.«

»Es steht dir nicht zu, jemanden zu verdächtigen, Tadark. Oft genug ist derjenige schuldig, der andere verdächtigt.« London war aufgebracht, und ich hatte ihn noch nie in einem derart drohenden Ton reden gehört. »Geh mir nicht auf die Nerven. Ich kann dir einen Haufen Probleme machen, Bursche.«

»Bursche? Wie kommst du dazu, mich Bursche zu nennen? Du siehst ja jünger aus als ich!« Tadark kreischte schon fast und sein Stimme wurde immer höher, je mehr er sich aufregte.

Ein Buch fiel zu Boden und ich wusste, dass London aufgesprungen war.

»Pass bloß auf! Oder hast du vergessen, dass ich dein vorgesetzter Offizier bin?«

»Nein, Sir. Das habe ich nicht, Sir«, murmelte Tadark.

»Ich habe dich nicht gehört«, knurrte London.

»Nein, Sir. Das habe ich nicht, Sir«, wiederholte Tadark mit lauterer, klarer Stimme.

Ich beschloss, einzuschreiten, bevor mein junger Leibwächter irgendeine schreckliche Strafe erhielt. Ich kannte London ja, der grundsätzlich nur seinen eigenen Regeln folgte und schon sehr gereizt sein musste, um aufs militärische Protokoll zu bestehen.

Also riss ich die Tür zur Bibliothek auf und begrüßte die beiden übertrieben fröhlich. »Ich wollte gerade in meine Gemächer zurückkehren, als ich euch reden hörte und mir dachte, ich könnte gleich hier zu euch stoßen.«

Der ungewöhnlich erregte London stand auf der anderen Seite des Raumes vor dem Erkerfenster, das Buch, in dem er gelesen hatte, achtlos zu seinen Füßen. Tadark stand wie erstarrt in Habtachtstellung zwischen ein paar Lehnstühlen vor ihm. Entlang der rechten Wand, neben dem Kamin, standen ein Sofa und weitere Sessel. Zwischen den Sitzgelegenheiten lag ein großer Teppich, auf dem ich mich als Kind oft niedergelassen hatte. Damals hatte London zu meiner Unterhaltung oft Zeichnungen angefertigt. Zu meiner Linken standen zahlreiche Bücherregale.

»Rührt Euch«, murmelte London, als er meiner ansichtig wurde. Tadarks starre Haltung löste sich, aber er wurde vor Verlegenheit knallrot. Die beiden Männer taxierten einander, und ich konnte geradezu hören, welche Frage sie bewegte: Hat sie uns gehört?

»Nun, meine Herren«, scherzte ich, »euren Mienen nach zu schließen habt ihr gerade etwas besprochen, von dem ich nichts wissen soll.«

Ein peinliches Schweigen trat ein, das London schließlich brach.

»Unsinn«, sagte er.

Ich entschied mich, ihnen aus ihrer Verlegenheit zu helfen.

»Na, dann setzt eure Unterredung ruhig fort. Ich werde mir inzwischen ein paar Bücher ansehen.«

Mein Vater hatte im Laufe der Jahre eine beachtliche Bibliothek zusammengetragen und darauf bestanden, dass seine Töchter nicht nur lesen lernten, sondern auch die Erlaubnis hatten, Bücher zu den verschiedensten Themen zu lesen. Die Bücher selbst verkörperten jahrelange Arbeit von Schreibern, die die Worte der Autoren Wort für Wort auf Pergamentblätter kopiert hatten, welche dann in Leder oder aufwendige metallene Buchdeckel gebunden worden waren.

Während ich durch die Gänge schlenderte, strich ich mit den Fingern liebevoll über manche Bände. Hier standen Bücher zu Naturwissenschaften, Theologie, Philosophie, Geschichte und Medizin, aber auch Wörterbücher und Lexika. Es gab Sammlungen von Erzählungen und Märchen, daneben Lyrik, Romane und Theaterstücke. London hatte vermutlich in einem juristischen Werk gelesen, denn er hatte einen scharfen Verstand und verstand Latein. Ich war froh, dass mein Vater in der Erziehung seiner Töchter einen fortschrittlichen

Standpunkt vertreten hatte, sodass wir außer in den traditionellen weiblichen Disziplinen wie Benimm, Tanz, Haushaltsführung, Handarbeiten und Musik auch im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet worden waren.

Ich wanderte weiter an den staubigen Regalen entlang, nicht weil ich Lust zum Lesen hatte, sondern um ungestört nachzudenken. Ich weigerte mich immer noch zu glauben, dass es in der Elitegarde oder überhaupt unter den Wachen einen Verräter gab. Aber wie auch Tadark gesagt hatte, gab es gar keine andere Möglichkeit. Wie sollte ich an einem der Männer zweifeln? Sie waren meine Leibwache und ich hatte bisher jedem von ihnen mein Leben anvertraut. Gleichzeitig kam jeder von ihnen als Täter infrage. Jeder – außer Tadark vielleicht, der mir einfach zu laut und ungeschickt für etwas so Ausgeklügeltes wie diese Flucht zu sein schien.

Die einzige andere Option, an die ich mich verzweifelt klammerte, war etwas, das Cannan nach dem Ausbruch der Gefangenen geäußert hatte. Er hatte gesagt, die Cokyrier seien berüchtigt für ihre Tricks und Tarnungen. Ich hoffte, Nantilams Flucht wäre Beweis dafür und nicht für die Existenz eines Verräters in den Reihen der königlichen Truppe.